

Malte Griesse: Communiquer, juger et agir sous Staline. La personne prise entre ses liens avec les proches et son rapport au système politico-idéologique [To Communicate, Judge, and Act under Stalin. The Individual Caught Between Family Ties and the Political-Ideological System], Frankfurt am Main e.a., Peter Lang, 2011. XI, 536 pp. – ISBN 9783631604465.

Brigitte Studer
Universität Bern
Schweiz

Trotz einer schier unübersichtlichen Flut an wissenschaftlichen und populären Studien geben der Stalinismus und seine Mobilisierungskapazität weiterhin Rätsel auf. Die Diskussion über die Natur dieses Regimes dürfte somit noch längst nicht abgeschlossen sein. Mit der Publikation von Malte Griesse, einer Dissertation an der Pariser Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, liegt nun ein gewichtiger Beitrag vor. Der Autor geht von der bekannten Frage aus, wie es dazu kam, dass alte, in der Adversität erprobte und mutige Revolutionäre Mitte der 1930er in den Moskauer Schauprozessen die absurdesten Verbrechen gegen eben das Regime, für das sie sich 1917 und im Bürgerkrieg oft unter Lebensgefahr eingesetzt hatten, gestehen konnten. Dabei interessiert ihn weniger, wie sie zu solchen Geständnissen gezwungen worden waren (wobei man mittlerweile einiges über die dazu angewandten Zwang- und Foltermethoden weiß), als vielmehr was in der Zwischenzeit mit den zwischenmenschlichen Beziehungen in der Sowjetunion geschehen war. Wie konnte sich die Solidarität der im Untergrund engagierten Revolutionäre in das Misstrauen der Stalinzeit transformieren? Und, vielleicht noch bedeutsamer, weshalb inszenierte das Regime überhaupt solche Prozesse? Weshalb griff es zu Verhaftungen und Repressionen gerade gegen Menschen, die ihm keineswegs feindlich gegenüberstanden?

Um sich diesen „großen“ Fragen zu nähern, hat Malte Griesse eine elaborierte Gliederung konstruiert, die neben einer substantiellen Einleitung und einem ebensolchen Schluss drei Teile umfasst. Im ersten Teil werden der theoretische Rahmen und das Quellenmaterial erläutert. Der gewählte mikrohistorische Zugriff stützt sich auf autobiographische Schriften wie Tage- und Notizbücher sowie auf Familienkorrespondenzen – Quellengattungen, die in einem eigenen Kapitel ausführlich dargestellt werden (Kap. 3). Wenn sich die Arbeit folglich in den „subjectivity studies“ situiert, die in den letzten Jahren boomen, so geschieht dies nicht ohne kritische Auseinandersetzung mit einigen ihrer Vorannahmen wie etwa der Kontrastierung des „illiberalen“ Sowjetmenschen mit dem „liberalen“ Menschen des kapitalistischen Westens oder von „Kollektivismus“ und „Individualismus“ – Zuschreibungen, die nach Griesse viel zu pauschal sind und den Verhältnissen nicht nur der Sowjetunion und des zarischen Russlands, sondern auch etwa der frankophonen Welt nicht entsprechen. Vor allem aber richtet Griessees Ansatz den Fokus auf die horizontalen Verhältnisse der Menschen, auf ihre sozialen Netzwerke statt auf das vertikale Verhältnis zwischen Individuum und Herrschaft. Das methodische Instrumentarium dazu holt sich der Verfasser bei der Machtanalyse von Michel Foucault, bei Hannah Arendts Verständnis des politischen Handelns, das eine Auseinandersetzung mit anderen voraussetzt und gerade dadurch identitätsstiftend wirkt, und bei der pragmatischen Soziologie von Luc Boltanski und Laurent Thévenot mit ihren Konzepten der Pluralität des Engagements und der Rechtfertigungsordnungen (Kap. 2). Er baut somit auf einer Konzeption der Person auf, die vom autonomen und in sich identischen „liberalen“ Menschen weit entfernt ist.

Im zweiten Teil des Buchs geht der Verfasser anhand von Fallbeispielen zwei non-verbale sowjetischen Kommunikationspraktiken nach. Als solche versteht er erstens die Nachahmung (*mimétisme*) als zunehmend offiziell propagierte Erziehungsform des „sozialistischen Realismus“. Ein persönlicher Lernprozess, respektive die „Arbeit am Selbst“, wird darin auf die Mimikry eines Vorbilds reduziert. Es spielt dabei keine Rolle, ob das Modell real existiert oder literarisch ist. Als zweite Form nicht-verbaler Praktik bezeichnet der Verfasser die Hochstapelei, die vom jungen Sowjetregime paradoxerweise indirekt gefördert wurde. Die diskriminierenden Sozialpraktiken gegenüber bestimmten gesellschaftlichen Gruppen wie der „Kulaken“ einerseits, und die Privilegierung anderer – und sei es auch nur symbolisch – zwangen in der Tat viele Sowjetbürger und -bürgerinnen dazu, sich eine neue Identität zu erfinden. Das Verstecken einzelner Aspekte ihrer Vergangenheit führte diese Personen zwangsweise in Konflikt mit der Transparenzforderung des Regimes und damit in die soziale Isolierung, wie das Beispiel des früheren Menschewiken Koškin und anderer zeigt.

Im dritten zentralen Teil des Buchs geht es um verbale Kommunikationsformen zwischen zwei oder mehr Personen. Der Autor untersucht, wie die intimen, freundschaftlichen und familiären Gespräche und auch Selbstgespräche (im Unterschied zu öffentlichen Formen des Sprechens über sich selbst), die anfänglich selbstversichernd wirken, allmählich zum Katalysator von Zweifel und Kritik werden. Im Fall von Nadežda Krupskaja, der Witwe Lenins, und ihrer Mitarbeiterin Alisa Radčenko ist der Dialog asymmetrisch, nicht nur weil die eine die Vorgesetzte der anderen ist, sondern auch weil sich Krupskaja, offensichtlich aus Selbstschutz, bedeutend weniger einbringt (Kap. 8). Im folgenden Kapitel unterzieht Griesse das Tagebuch von Arkadij Man'kov aus den 1930er Jahren, das in der späten Sowjetzeit veröffentlicht worden ist, einer neuen Lektüre. Er sieht in den kritischen Beobachtungen des damals jungen Manko's zur „inneren Emigration“ das Gegenbeispiel für den vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg vom Regime geförderten Kompromiss, sich mit pro-forma-Loyalitätsdeklarationen zufrieden zu geben, wofür die Sowjetbürger in ihrem „Privatleben“ sogenannten kleinbürgerlichen Bedürfnissen nachgehen durften. Am eindrücklichsten entfaltet sich die Argumentation des Buchs am Beispiel der Familie Spunde-Kravčenko (Kap. 10). Hier verfügt der Autor über eine äußerst reichhaltige Dokumentation, die es ihm erlaubt, die Formierung eines kritischen Kommunikationsraums detailliert nachzuzeichnen.

Dass dieses systemkritische Sprechen möglich wurde, war nicht nur dem gegenseitigen Vertrauen zu verdanken, das wie auch im Fall von Krupskaja und Radčenko vor der Angst vor Denunziation schützte. Griesse führt es auch auf die spezifischen Erfahrungen der Revolution dieser Altbolschewiki zurück, wie er im Schluss ausführt. Hier schließt er von den einzelnen Fällen, also von der Mikro- auf die Makroebene des Stalinismus. Er unterscheidet zwei Formen der Erfahrung, eine homophone, sozusagen „stumme“, und eine polyphone. Erstere gründete im Erleben symbiotischer Momente durch die Kraft der Masse und die Kameradschaft im Kampf. Die zweite Form hingegen war sprachlicher Art. Es handelte sich um die deliberative Tradition der Revolution. In dieser politischen Interaktion im Arendt'schen Sinn, in diesem intellektuellen Austausch in den zahllosen Komiteesitzungen während der Revolution und des Kriegskommunismus konstruierte sich die Person in ihrer Subjektivität. In der dialogischen oder maieutischen (auf die Gesprächsführung konzentrierten) Erziehungspraxis der Familie Spunde-Kravčenko sieht Griesse die Fortsetzung dieser Art von revolutionärer Subjektbildung. Doch genau diese Form der Kommunikation wurde dem Regime zunehmend verdächtig. Denn in jeder Diskussion über das Gemeinwohl konnten die Widersprüche des Regimes zum Vorschein kommen. Aus der Angst vor dieser Dynamik des „politischen Handelns“ baute es auf das Isolieren der einzelnen Revolutionäre und auf das Unterbinden offener Kommunikationsräume. Stattdessen setzte es eine Form des Erinnerns

an die Revolution durch, die sich ganz auf die nicht-verbale Erfahrungen bezog. Damit verband sich das Erziehungsmodell der Mimikry. „Es gibt nichts mehr zu diskutieren“, wie Stalin anlässlich der Präsentation des „Kurzen Lehrgangs“ zu verstehen gab. Studienzirkel, um das Buch durchzuarbeiten, bezeichnete er daher als unnötig und unerwünscht. Es geht von da an nur noch darum, dem Vorbild der Partei nachzueifern.

Wenngleich der Rückschluss von den empirischen Fällen auf den Stalinismus als Ganzes letztlich immer etwas hypothetisch bleiben muss, so überzeugt die Interpretation des Autors doch durch ihre Plausibilität. Der umständliche Titel, die komplexe Architektur, die vielen angesprochenen historischen „Nebendebatten“ und die nicht immer geradlinige Argumentation sollten vom Lesen nicht abhalten. Malte Griesse ist mit diesem Buch ein wichtiger Beitrag zur Stalinismusanalyse gelungen, der auf hohem Reflexionsniveau und mit mutigen Interpretationen neues Licht auf dieses System zu werfen vermag.